Grünberger Wochenblatt.



18. Jahrgang. № 37.

Redaction: Dr. W. Levysohn.

Freitag den 16. September 1842.

Die Brüder.

Rheinsage von Ch. White.

(Beschluß.)

Hildegard und Heinrich lebten nun, wie in frühern Tagen in geschwisterlichen Verhältnissen auf Liebenstein, das ihm zugefallen, während Steinfels das Eigenthum des jüngern Bruders geworden war. Nie schien Heinrich einen Gedanken an den Besitz des Mädchens zu hegen, sondern auf sie nur als die Braut seines Bruders zu blicken; er selbst betrachtete sich als ihren Beschützer und Freund. Alle seine Hoffnungen auf Glückseligkeit waren lange begraben; aber eben diese Gemüthsruhe, welche edle Seelen durch Entsagung und Selbstverläugnung erlangen, hatte viel zur Milderung seines Grames beigetragen; vorüber waren die Tage voll jugendlicher Träume und Hoffnungen, nur die dem Sturme folgende heitere Ruhe war ihm geblieben. Aengstliche Zweifel folterten Hildegard's Herz, als Tag nach Tag verging, ohne von Conrad auch nur die mindeste Kundschaft zu bringen. — Tief verborgener, aber heftiger und anhaltender Gram bemächtigte sich ihrer Seele, der selbst durch Heinrichs brüderliche und freundliche Aufmerksamkeiten nicht gedämpft werden konnte, obwohl keine Klage ihren Lippen entschlüpfte.

Endlich langten Neuigkeiten über den weit entfernten Ritter an. — Er befand sich auf dem Heimwege, aber leider, nicht allein! Ein Weib aus griechischem Stamme begleitete ihn mit zahlreichem glänzenden Gefolge. Was Heinrich vermöge der ihm über Conrad's unüberlegte Handelsweise unter den gewissenlosen Griechen, und seine gänzliche Hingebung in die berauschenden Vergnügungen des zügellosen Byzanz's gewordenen Kunde im Geiste vorausgesehen hatte, sah er jetzt mit bitterm Schmerz in Erfüllung gehen.

Hildegard war die Letzte, zu deren Ohren diese Kunde gelangte, aber sie war die Erste und Einzige, die sich bemühte, sie nicht zu glauben, doch konnte dieser Selbstbetrug von keiner langen Dauer sein.

Einst wandelte sie an einem schönen Sommerabend allein in dem von nackten Felsen und Festungswerken umgebenen Garten; die Luft ertönte vom Jubel ihrer gefiederten Bewohner und barg balsamische Düfte in ihrem unsichtbaren Schooß; da erblickte sie in der Ferne eine kleine Reiterschaar jauchzend die Anhöhe der Veste Steinfels ersteigend. Das Blut in ihren Adern gerann zu Eis, und sie mußte sich, um nicht niederzusinken, an den nächsten Baume klammern, wo sie wie angewurzelt stehen blieb, denn unmöglich konnte sie den Blick von dem Gegenstande wegwenden, der sie mit so fürchterlichen, herzzerreißenden Ahnungen erfüllte.

Die Entfernung der Straße von dem benachbarten Schloße war so gering, daß sie ohne selbst bemerkt zu werden, jedes Individuum deutlich wahrnehmen konnte. Dort erblickte sie Conrad an der Seite eines von brandschwarzen Locken umschatteten weiblichen Wesens, dessen strahlende Augen mit bezaubender

Milde um sich blickten. Nicht weit davon stand der Bruder, welcher von dem Fenster seines Gemaches aus Zeuge der Rückkehr des Herrn von Steinfels war, und nun den nämlichen Weg eingeschlagen hatte, um Hildegard aufzusuchen. Ohne Murren und ergeben reichte sie ihm den Arm und folgte ihm nach dem Schlosse.

Als Heinrich am folgenden Tage das Mädchen wiedersah, hatte eine solche plötzliche Veränderung mit ihr stattgefunden, daß er sie kaum wieder erkannte. Mit so beispielloser Großmuth hatte er um seines Bruders und seiner Geliebten willen das eigne Glück zum Opfer gebracht, um so größer mußte der Schmerz und der gerechte Zorn sein, der sein Herz ergriff, wenn er die edelsten Gefühle, die heiligsten Pfänder im rohen Uebermuthe mit Füßen treten sah.

Obgleich furchtbarer Sturm die Wipfel des alten Eichenforstes durchwühlte, so sandte Heinrich doch eine Herausforderung auf Kolbe und Schwert an den strafbaren Bruder. Diese unerwartete Aufforderung riß den unbesonnenen Jüngling aus den Zauberarmen der Griechin, und führte ihm die Größe seines Verbrechens vor die Augen; aber Stolz und Furcht in den Augen seiner schönen Braut als Feigling zu erscheinen, vermochten ihn, zeitig am bezeichneten Ort sich einzufinden. Es war am Fuße des Berges in der Nachbarschaft des Klosters Bornhofen, wo die beiden Brüder, von nur wenigen Getreuen gefolgt, sich trafen.

Furchtbare Entschlossenheit thronte auf Heinrichs Gesichtszügen, während Conrad, kaum fähig, sein schuldbewußtes Auge zu ihm aufzuschlagen, sich bis zu dem, dem Kampfe vorangehenden Signal mit seinem Freunden unterhielt. Obgleich durch seine thörichte Leidenschaft für die Orientalin irre geleitet, waren doch nicht alle Gefühle für das Gute in ihm erstorben. Endlich standen die, welche sich bei ihrer letzten Trennung mit Thränen brüderlicher Liebe in den Augen umarmt hatten, jetzt Stirn gegen Stirn mit gekreuzten Schwertern einander gegenüber, als eine weiß verschleierte Gestalt sich zwischen die unnatürlichen Kämpfer warf.

„Heinrich,“ rief athemlos und vergeblich bemüht ihre Gefühle zu unterdrücken, Hildegard. „O, Conrad, um meinetwillen wolltest Du einen Brudermord begehen? So beginnst Du Deine Rückkunft nach so langer Abwesenheit? Seid ihr rasend? Denkt an die Folgen Eures unsinnigen Unternehmens! Weg mit den Waffen, und schwört mir in Friede und Einigkeit zu leben, jetzt und wenn ich weit von hier sein werde. — Mein Entschluß ist gefaßt; morgen leitet mich der Anbruch des Tages in die gottgeweihten Hallen des Klosters. Sei eingedenk Deines Eides, des Vermächtnisses Deiner Jugendfreundin, die bald der Welt nicht mehr angehört. O, vergebt Euch, laßt diese meine letzte Bitte vollständig gewährt sein.“

Bei Hildegard’s erstem Worte sanken die Schwerter der Kämpfenden zu Boden, und zerschmettert vom Klange ihrer Stimme, von tausend lieblichen Erinnerungen früherer Zeiten überwältigt, schlug Conrad schweigend und niedergeschlagenen Blickes seine Hand in die seines Bruders, und Heinrich folgte seinem Beispiel; denn Hildegard’s Bitten waren ihm Befehl, — eine heilige Pflicht. Aber kein freundliches Wort begleitete diese äußerliche Versöhnung.

Am folgenden Tage führte die Jungfrau ihren Entschluß aus. Geleitet von ihrem treubewährten Freunde und Bruder ging sie über den Rhein, in unbeschreiblichem Seelenschmerz am jenseitigen Ufer für dieses Leben von ihm Abschied nehmend.

Im Kloster Marienburg, nahe bei Boppart, war es, wo sie der Welt, die ihr kein Glück mehr bieten konnte, entsagen wollte.

Schwermuth und düstere Ruhe breiteten nun ihre Flügel über Liebenstein aus, während von lautem Jubel Burg Steinfels erdröhnte, wo die zauberische Griechin ganz nach ihren Launen schaltete, und die jugendliche Ritterschaft der umliegenden Burgen zu den von ihr veranstalteten glänzenden Banketten sich einfand. Aber aus Conrads Brust war der Friede geflohen, und je weniger Vertrauen und Theilnahme an seinem Kummer er von Seiten seiner Gattin fand, desto mehr fühlte und bereuete er, daß er sich von seiner Leidenschaft und seinem wankelmüthigen Charakter hatte vom Tugendpfade ableiten lassen.

Zuletzt überließ er sich stiller Verzweiflung, während, wie aus dem wankelmüthigen und launischen Charakter einer Griechin zu schließen war, diejenige, welche er an seine Existenz gefesselt hatte, in jeder Gesellschaft mehr Unterhaltung und Vergnügen fand, als in der seinigen, und wollte er auch ihre Schuld bezweifeln, so hätte er blind sein müssen, wenn er nicht ihre Entfremdung und Zurückhaltung hätte bemerken wollen. Mit seinem Bruder stand er in schlechtem Vernehmen, und der Letztere wandte nie seine Blicke nach Steinfels, wo die schwelgerischen Prahler sich über den mönchischen Ritter von Liebenstein lustig zu machen pflegten.

Ein Jahr verschwand auf diese Art, als eines Morgens Conrad unerwartet in das von Heinrich bewohnte Zimmer trat. Der einst so Heitere und Lebensfrohe stand jetzt mit von Gram gebleichten Wangen und glanzlosen Augen vor seinem Bruder. Schweigend ergriff er seine Hand und richtete folgende wenige Worte mit monotoner Stimme an ihn: „Vorige Nacht ist die falsche Griechin mit einem jungen Ritter von mir geflohen. Was auch mein Verdacht immer gewesen sein mag, so viel ist gewiß, daß mir ihre Schuld bis jetzt ein Geheimniß war.“

Heinrich vermochte nicht, den ohnehin schwerbestraften Bruder durch Vorwürfe noch mehr niederzubeugen; weinend drückte er den Unglücklichen an seine Brust; Conrad aber beschloß, von nun an seinen Aufenthalt auf Liebenstein zu nehmen. Seit diesem Augenblick stand Steinfels verlassen da, und niemals betrat sein Besitzer die verödeten Hallen desselben wieder. Die beider Brüder verlebten in stiller Zurückgezogenheit und ungestörter Einigkeit den Rest ihrer Tage auf Liebenstein.

Das Sommerwasser.

Auf dem Damme, welcher die Fluren des Dorfes Wingenheim von den Fluthen des Rheins scheidet, stand ein Trupp Bauerknaben, lärmend, jubilirend. „Sie kommt wieder in die Höhe!“ — rief eine helle Stimme aus dem Haufen — „gebt ihr einen Stein auf den Kopf!“ Ein Dutzend Hände erhoben sich hierauf und schleuderten Steine in die aufsprützenden Wogen, aus welchen zu Zeiten ein kleiner Katzenkopf emportauchte und verschwand.

„Weg war sie!“ hieß es nun — „Jetzt kommt die letzte daran.“

Der kleine Todeskandidat saß miauend auf dem Arme eines zwölfjährigen Buben und hatte den Untergang seiner Geschwister mit ansehen müssen, dem auch er nun geweiht werden sollte. Kein Mitleid bei der rohen Kinderschaar! und gleichwohl war das Kätzchen so niedlich, sein Flehen um Schonung so rührend! Schon faßte eine erbarmenlose Faust das Thier beim Genicke — die Haare sträubten — die Füße spreizten sich unter der Vorahnung des nahen Todes — da erschien der Rettungsengel — ein kleiner Knabe, welcher, ein Butterbrod in der Hand, rasch die Höhe des Dammes erklimmte und bei dem Anblicke des zappelnden Kätzchens sofortigen Einspruch that.

„Mir die Mieze!“ rief er feurig — „Sebald! hier hast du auch mein Butterbrot dafür. Ich nehme sie mit heim, daß meine kleine Schwester Eva einen Spielkameraden hat.“

Der Tausch ward genehmigt und vollzogen. In den nächsten Minuten wiegte sich die schnell getaufte Katze, statt auf den Wellen des Rheins, in dem Bettchen eines vierteljährigen Säuglings, der mit großen Augen den neuen Schlafkameraden betrachtete und begierig die gerundeten Händchen nach demselben ausstreckte. Eva und Griesel wuchsen in schwesterlicher Eintracht zusammen auf, nur mit dem Unterschiede, daß letztere bereits nach Jahresfrist völlig ausgewachsen, erstere hingegen der Wiege noch nicht einmal entwachsen war.

Schwarz lag, nach Jahresfrist, die Nacht auf dem Rheine, dessen Fluthen mit ungewöhnlichem Rauschen dahin eilten. Zwei dunkle Männergestalten schritten den Damm zu Wingenheim unermüdlich auf und ab. Sich einander begegnend, wechselten sie je zuweilen einige bedenkliche Worte. Der Himmel hing trüb und schwer herab und ein warmer Wind fächelte wohl, kühlte aber nicht. In den Dörfern längs des Flusses blinkten, obschon mitten in der Nacht, der Lichter viele und zitterten auf den schnell dahin gleitenden Wässern wieder. Auch in Wingenheim war noch ungewöhnliches Leben und in das Brausen des Rheins erklangen einander zurufende Stimmen.

„Noch nie erlebt' ich ein so großes Sommerwasser —“ sprach der eine Wächter zum andern. „Wird der Damm, den bereits die letzte Eisfahrt sehr mitnahm, dem Andrange der Wassermasse widerstehen können?“

„Er muß! —“ versetze der Angesprochene — „außerdem uns Gott gnädig sein müßte.“ Weiter gingen die Wächter.

„Hörst du?“ sprach später der Eine und kam eiligst zu seinem Gefährten gelaufen — „Ist mir doch, als brodele ein Bächlein landeinwärts am Fuße des Dammes.“

Der Andere horchte. Du irrst —“ erwiederte er — „es ist der Rhein, welcher tobt.“ Jener stieg ein wenig hinab. „Der Damm bewegt sich! —“ rief er erschrocken. „Er borstet! — Das Wasser dringt mit Macht hervor!“ Er lief davon. Der Andere ihm nach, das Nothzeichen mit dem Horne gebend und dazwischen rufend. Darauf versammelten sich

die Männer des Dorfes, den Schulzen an der Spitze, welcher anordnete, den Durchbruch des Dammes mittels herbeigeholten Düngers zu verstopfen. Die Weiber sollten indeß die Bewohner der Ställe von ihren Fesseln lösen und bei steigender Gefahr nach dem höher gelegenen Kirchhofe treiben. Als die Männer beladen sich auf den Weg nach dem Damme machten, tönte ihnen ein Brausen wie von einem Mühlwehre entgegen, daß sie stutzig machte. Doch der unerschrockene Schulze commandirte: „Vorwärts! bevor es zu spät wird.“ Er drang mit seiner Bürde muthig vor. Nicht gar weit waren sie gekommen, als die Füße der Männer im Wasser plätscherten. Zugleich schwoll das vernommene Brausen zum dröhnenden Wassersturze an und immer schneller einander folgende Wellen bewirkten, daß das Wasser bereits bis an die Schienbeine stieg. (Fortsetzung folgt.)

Schlechter Magen.

(Eine Herzens-Erleichterung.)

(J. F. Castelli.)

Will Euch sagen im Vertrauen,
Was ich niemals kann verdauen:
„Alte und kokette Frauen;
Junge Herrn, die sich getrauen
Frech die Mädchen anzuschauen.
Dramen voller Mord und Grauen;
Dichter, die da gleich den Pfauen
Nur das eigne Werk beschauen.
Comödianten, die die Brauen
Ziehn und brüllend um sich hauen;
Recensenten, die den blauen
Himmel selber auch besauen;
Adeliche, die an grauen
Alten Pergamenten kauen;
Speichellecker, die mit schlauen
Blicken mächt'ge Gönner krauen;
Dummköpf', die sich Häuser bauen,
Katzen, die bei Nacht miauen“ —
Diese kann ich nicht verdauen!

Mannichfaltiges.

In einer deutschen Fabrikstadt gelangte ein Rundschreiben über eine städtische Angelegenheit auch zu einem Mann, der sich aus einem armen Weber zu einem wohlhabenden Fabrikanten aufgeschwungen hatte, ohne jedoch diesen letztern Namen zu führen. Seiner Namensunterschrift das Prädikat Weber beizufügen, nahm er Anstand, denn obwohl er viele arme Weber beschäftigte, so webte er doch selbst nicht mehr, sondern ließ blos für sich weben. Demnach unterzeichnete er sich: „Johann Friedrich Borstel, Webenlasser.“ — Von diesem neugeschaffenen Webenlasser erhielt ein anderer Einwohner die Zuschrift, der früher ein Lohnkutscher, durch Fleiß und Thätigkeit sich zu einem angesehenen Spediteur emporgeschwungen hatte. Die Unterschrift seines Vordermanns machte ihn stutzig; eben so wenig, wie jener ein Weber, war er ein Fuhrmann, denn nicht er, seine Knechte fuhren ja. Flugs setzte er sich hin und schrieb: „Friedrich August Donner, Fahrenlasser.“

*Der berühmte französiche Chemiker Davy, dessen Arbeiten und Entdeckungen im Fache seiner Wissenschaft den Bereich derselben sehr erweiterten, hatte zur Zeit der Revolution das Unglück, seine innigst geliebte Gattin durch den Tod zu verlieren. Da er die irdische Hülle dieses theuren Wesens nicht den Würmern zur Speise geben wollte, so verbrannte er selbe nach altrömischer Sitte auf einem Scheiterhaufen, sammelte sorgfältig deren Asche, verwandelte diese mittelst seiner Kunst in ein kleines Stück Kristallglas, und gab diesem die Gestalt eines Ringes, den er, so lange er noch lebte, am Finger trug.

*Unter den Fischen zeigt eine ganz vorzügliche und bemerkenswerthe Lebenskraft der Hecht. Die englischen Fischer benutzen dieselbe auf eine höchst grausame Weise. Da der Hecht, wie bekannt, ein trockenes mageres Fleisch hat, so fangen sie ihn, schneiden ihm den Bauch auf, nehmen Rogen oder Milch heraus, nähen die Wunde wieder zu und werfen den Fisch in den Behälter. Sehr viele Hechte sollen diese schmerzliche Operation überleben, sich völlig ausheilen und dann außerordentlich fett werden.

*Voltaire hat manches Unwahre in die Welt gesandt. Eine Wahrheit jedoch hat er bestimmt ausgesprochen mit seiner Definition des Begriffes vom Arzte. Er nennt den Arzt einen unglücklichen Mann, von dem man alle Tage verlangt, daß er ein Wunder wirke, nämlich das, die Gesundheit und Unmäßigkeit mit einander in Einklang zu bringen.

Druck und Verlag von W. Levysohn.